

MANFRED LÜTZ

**DER
SKANDAL**



DER SKANDALE

**Die geheime
Geschichte
des Christentums**

HERDER

freisteht, zu verehren, wen er will, sondern er gezwungen wird, den zu verehren, den er nicht will. Niemand, auch Gott nicht, möchte doch wohl von jemandem geehrt werden, der das nicht gerne tut.« Diese Freiheit nennt Tertullian ausdrücklich ein »Menschenrecht«. Das war neu.

Allerdings war für die Christen der Glaube an Jesus Christus, den menschengewordenen Sohn Gottes, nicht irgendeine beliebige Meinung, er war göttliche Wahrheit, zu der sie sich bekannten und für die sie notfalls gewaltlos in den Tod gingen. So hatte schon der Apostel Paulus davor gewarnt, an ein anderes Evangelium zu glauben, und darauf gedrängt, Irrlehrer und sogenannte Falschbrüder aus der Gemeinde auszuschließen. Einen Fluch hatte er über sie ausgesprochen und sie dem göttlichen Gericht am Ende der Zeiten überantwortet. Aber mit keinem Wort hatte er irgendeine Form von Gewalt gegen diese Abweichler befürwortet. Auch das war neu.

Das Heidentum dagegen hatte zwar nicht das Bekenntnis mit Herz und Verstand zu den zahllosen Göttern gefordert, aber die äußerliche Unterwerfung, indem man gewisse Riten vollzog. Wer das ablehnte, konnte mit dem Tod bestraft werden, was die Christen der ersten Jahrhunderte immer wieder in Wellen zu spüren bekamen. In allen Religionen der Vormoderne galt nämlich: Wer sich zum Gottesfeind machte, war zu beseitigen, sonst ergießt sich der Gotteszorn nicht nur über ihn und seine ganze Umwelt, sondern auch über Gesellschaft und Staat. Die Vorstellung, dass jeder Frevel den Zorn Gottes oder der Götter heraufbeschwöre, wird man als einen der wirkmächtigsten Religionsmechanismen überhaupt bezeichnen müssen. Um diesem Zorn der Gottheit zuvorzukommen, war es in allen Kulturen selbstverständliche Pflicht der Regierenden, die rechte Verehrung der Götter im Interesse des Allgemeinwohls zu fördern und Beleidigung der Götter, Gottesfrevel, Gottesfeindschaft wegen dann zu befürchtender vernichtender Gottesstrafen, die alle existenziell bedrohen würden, mit allen Mitteln zu verhindern. Gottesfeinde wurden mit Enthauptung, Verbrennung oder Kreuzigung bestraft. Schon das Gesetzbuch des babylonischen Königs Hammurabi (1792–1750 v. Chr.) sah die Todesstrafe vor. In Griechenland ist Sokrates (469–399 v. Chr.) das bekannteste Opfer einer Anklage wegen Gottlosigkeit, und merkwürdigerweise plädierte selbst sein Schüler Platon (um 428 – um 347 v. Chr.) bei Leugnung des Daseins der Götter für die Todesstrafe. Das antike Strafrecht hielt auch später an solchen Regelungen fest. Als im 1. Jahrhundert nach Christus ein Mitglied des flavischen Kaiserhauses zum jüdischen oder christlichen Glauben übertrat, erfolgte die Enthauptung. Im alten Israel war es nicht anders, noch der Christ Stephanus wurde deswegen »hinausgetrieben und gesteinigt« (Apg 7,58).

Erst wenn man sich all das klarmacht, versteht man, wie ungeheuer neu in der Religionsgeschichte die Tatsache war, dass das Christentum radikal mit dieser in allen Religionen üblichen physischen Vernichtung der Gottesgegner brach. Als die Jünger »Feuer vom Himmel« auf die aus Sicht der Juden gottlosen Samariter herabrufen wollten, wies Jesus sie zurecht. Und in der Bergpredigt verbot er jede Gewalt: »Liebet eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet, denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.« (Mt 5,44–46) So blieb für die Christen nur die Bemühung um Bekehrung des Irrenden und das Gebet für seine Rettung. Die Tötung war untersagt.

Stattdessen diskutierten die Christen mit Argumenten und Gegenargumenten. Sie diskutierten heftig. Dramatisch widersprach der Apostel Paulus dem Petrus ins Angesicht. Am Ende einigte man sich auf dem sogenannten Apostelkonzil in Jerusalem um das Jahr 48 unter der feierlichen Formel: »Der Heilige Geist und wir haben beschlossen ...«. Auch bei den späteren Konzilien des ersten Jahrtausends wurde leidenschaftlich diskutiert, um der Wahrheit des Glaubens willen wurden Lehren verurteilt, Bischöfe abgesetzt, ganze Gruppen aus der Kirche ausgeschlossen, aber niemand hatte am Ende um Leib und Leben zu fürchten. Abweichende Lehren, Häresien, bedeuten, dass nur ein Teil des Ganzen geglaubt wird, man ist nicht katholisch, das heißt allumfassend, wie die Kirche im Glaubensbekenntnis genannt wird. Es galt jedoch der Grundsatz, man dürfe nur die Häresien mit einem Fluch belegen, nicht aber die Häretiker, sie seien zu schonen und für ihre Rettung müsse man beten.

Diese radikale Gewaltlosigkeit lag an einem berühmten Text. Dieser Text hat über die Jahrhunderte hin Tausenden Menschen das Leben gerettet. Er steht im dreizehnten Kapitel des Matthäusevangeliums:

»Und Jesus erzählte ihnen noch ein anderes Gleichnis: Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Mann, der guten Samen auf seinen Acker säte. Während nun die Leute schliefen, kam sein Feind, säte Unkraut unter den Weizen und ging wieder weg. Als die Saat aufging und sich die Ähren bildeten, kam auch das Unkraut zum Vorschein. Da gingen die Knechte zu dem Gutsherrn und sagten: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher kommt dann das Unkraut? Er antwortete: Das hat ein Feind von mir getan. Da sagten die Knechte zu ihm: Sollten wir gehen und es ausreißen? Er entgegnete: Nein, sonst reißt ihr zusammen mit dem Unkraut auch den Weizen aus. Lasst beides wachsen bis zur Ernte. Wenn dann die Zeit der Ernte da ist, werde ich den Arbeitern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, um es zu verbrennen; den Weizen aber bringt in meine Scheune. Und seine Jünger kamen zu ihm und sagten: Erkläre uns das Gleichnis vom Unkraut auf dem Acker. Er antwortete: Der Mann, der den guten Samen sät, ist der Menschensohn; der Acker ist die Welt; der gute Samen, das sind die Söhne des Reiches; das Unkraut sind die Söhne des Bösen; der Feind, der es gesät hat, ist der Teufel; die Ernte ist das Ende der Welt; die Arbeiter bei dieser Ernte sind die Engel. Wie nun das Unkraut aufgesammelt und im Feuer verbrannt wird, so wird es auch am Ende der Welt sein: Der Menschensohn wird seine Engel aussenden, und sie werden aus seinem Reich alle zusammenholen, die andere verführt und Gottes Gesetz übertreten haben, und werden sie in den Ofen werfen, in dem das Feuer brennt. Dort werden sie heulen und mit den Zähnen knirschen. Dann werden die Gerechten im Reich ihres Vaters wie die Sonne leuchten.«

Wenn auch in unseren Ohren die Höllenvorstellungen fremd klingen, der Inhalt ist klar. Das Urteil über die Irrlehrer und die Bösen soll man Gott für den Jüngsten Tag überlassen. Bis dahin gilt die Mahnung des Apostels Paulus: Caritas tolerat omnia – Die Liebe erträgt alles. Das Unkraut-Weizen-Gleichnis war die eindeutige Forderung nach dem Ende aller Religionsgewalt, es war die Magna Charta der Toleranz. Man kann gar nicht zählen, wie oft in Texten des ersten christlichen Jahrtausends und auch nachher dieses Gleichnis herangezogen wurde. Das Unkraut-Weizen-Gleichnis ist urchristliche Substanz.

Es war dieses Gleichnis, das dafür gesorgt hat, dass im ersten christlichen Jahrtausend

tatsächlich kein einziger Irrlehrer, Häretiker, Ketzer wegen seiner Abweichung mit Billigung der weltweiten Kirche getötet wurde. Als im Jahre 385 am Kaiserhof in Trier der Irrlehrer Priscillian aus Spanien auf Drängen kaiserlicher Würdenträger nach Verurteilung durch eine bischöfliche Synode getötet werden sollte, eilten der große Erzbischof von Mailand, der heilige Ambrosius, und der berühmte heilige Martin, Bischof von Tours, persönlich auf langen beschwerlichen Wegen zweimal nach Trier, um die Untat zu verhindern. Als man Priscillian dennoch nach erbetenem kaiserlichen Entscheid hinrichtete, wurden alle in Trier beteiligten Bischöfe in einem feierlichen Akt von Papst Siricius aus der Kirche ausgeschlossen. Dieser Skandal hatte Folgen: Bis zum Jahr 1000 gab es keinerlei Häretikertötungen mehr. Für die Ostkirche gilt das sogar bis zum Ende des byzantinischen Reiches im Jahre 1453 und darüber hinaus.

Um Abweichler zu bekämpfen, blieb also für Christen nur die Theologie. Dabei musste die Kirche versuchen, einen Mittelweg einzuhalten. Einerseits musste sie in immer wieder neuen Reformbewegungen gegen geistigen und moralischen Niedergang ankämpfen. Andererseits musste sie gegen das Gegenteil angehen, denn die Irrlehren waren in der Regel hypermoralisch, elitär und leibfeindlich. Dagegen war das Christentum, das an die Menschwerdung Gottes und die Auferstehung des Fleisches glaubte, geradezu provozierend sinnlich, Jesus war stets barmherzig mit den Sündern umgegangen und stolzes Elitedenken war den frühen Christen völlig fremd. Diese Menschlichkeit und Weltläufigkeit des Christentums musste gegen fanatische Ideologen verteidigt werden. Das war nicht immer leicht.

So warf sich der große Kirchenvater Augustinus (354–430) wortgewaltig in die Debatte mit den Donatisten. Die vertraten die Auffassung, ein sündiger Priester könne die Gnade Gottes nicht weitergeben. Augustinus sah sofort, dass diese Theorie das Ende des christlichen Glaubens eingeläutet hätte, denn da niemand genau die persönliche Würdigkeit des Priesters beurteilen könne, bliebe der einfache Gläubige ohne die Gewissheit, Gottes Liebe wirklich zu erfahren. Für den Theologen Augustinus ging es in dieser Debatte um alles oder nichts. Dennoch plädierte er nachdrücklich für Gewaltfreiheit. Glauben könne man schließlich nur freiwillig. Und außerdem müsse man tolerant sein, denn alle Menschen seien Sünder und daher auf die Toleranz ihrer Mitmenschen angewiesen. Das gelte auch für Irrlehrer: »Nicht körperlich soll man sie verloren geben, sondern geistlich hingehen und tun, was zur Korrektur der Bösen dient.« Dieser Satz wurde ins Kirchenrecht des Mittelalters aufgenommen. Irrlehren hätten sogar ihr Gutes: »Denn vieles, was zum katholischen Glauben gehört, wird sorgsamer beachtet, klarer verstanden und eindringlicher geäußert und gepredigt, wenn es durch die schlaue Unruhe der Irrlehrer in Frage gestellt wird und gegen sie zu verteidigen ist, sodass die von ihnen aufgeworfene Frage zum Anlass des Lernens wird.« Irrlehren als Anreiz für lebenslanges Lernen – ein ganz moderner Gedanke. Auch bei Augustinus ist das Unkraut-Weizen-Gleichnis entscheidend. Deswegen gilt am Ende: Die Kirche »toleriert die, die sie nicht zu berichtigen vermag«, denn auch dem Sünder und Häretiker sei Liebe entgegenzubringen, trotz seiner Sünde und Häresie, »da man ja, solange das Leben währt, nie wissen kann, ob sie nicht noch ihren Sinn zum besseren wenden«. In einem Religionsgespräch hat Augustinus im Jahre 411 die Donatisten glänzend widerlegt, was ihren Einfluss minderte.

Als dann aber Teile der donatistischen Bewegung, die Circumcellionen, terroristisch wurden und gewalttätig raubend und mordend über Land gingen, billigte am Ende sogar Augustinus bei derartigem Religionsterror staatlichen Druck auf die Anhänger dieser Irrlehre, um sie wieder in die Kirche zurückzuführen. Er berief sich dabei darauf, dass Jesus im Gleichnis vom Gastmahl, zu dem die geladenen Gäste ausgeblieben sind, den Gastgeber an die Hecken und Zäune gehen lässt, um dort Menschen zum Eintritt zu nötigen (lateinisch: *compelle intrare*). Gewalt, Folter oder gar Tötung von Irrlehrern lehnte Augustinus allerdings unverändert ab, wie übrigens im Osten auch Johannes Chrysostomus (um 349–407), und so hat man ihn dann selbstverständlich auch sechshundert Jahre lang im gesamten ersten christlichen Jahrtausend verstanden. Erst danach sollte dieser Satz missbraucht werden. Vor allem aber blieb sein Satz wirksam, der um 1140 ins maßgebliche Dekret Gratians aufgenommen wurde: »Zum Glauben ist niemand zu zwingen.« Darauf bezieht sich dann auch der angesehenste Theologe des Mittelalters, Thomas von Aquin, wenn er erklärt, niemand sei zum Glauben zu nötigen, »denn Glauben ist Sache des freien Willens«. Das gilt in der Kirche unverändert bis heute.

Die rasche Ausbreitung des Christentums in der antiken Welt hat immer schon Erstaunen erregt. Fast noch erstaunlicher wirkt, dass sie ohne alle Planung und Strategie, ohne Institutionen und ohne speziell ausgebildete Missionare vonstattenging. Die Kirche wirkte »durch ihr bloßes Dasein« – wie es der große evangelische Theologe Adolf von Harnack in seinem nach wie vor grundlegenden Werk »Mission und Ausbreitung des Christentums« prägnant ausdrückte. Dem Altkirchenhistoriker Norbert Brox zufolge gehörten grundlegende Aussagen über die Missionierung der Welt nicht zur geläufigen Theologie der frühen Kirche: »Eine Sorge um die Mission, also etwa die Notwendigkeit der Bekehrung aller Nichtchristen und eine dementsprechende allgemeine missionarische Pflicht der Christen wird nicht ausgesprochen. Man sah sich nicht zu Missionsfeldzügen veranlasst.« Man rechnete ohnehin nicht damit, dass alle gläubig würden, stand doch im 2. Thessalonicherbrief: »Nicht alle nehmen den Glauben an«. Infolgedessen konnte Augustinus der Meinung sein: »Nicht alle müssen glauben, denn allen *Völkern* ist die Verheißung ausgesprochen, nicht allen *Menschen* aller Völker«. Die Völker, nicht die Einzelmenschen, galten als Objekt der Mission.

Sakrilegien, und als ein solches galt in späterer christlicher Zeit auch die Ausübung heidnischer Kulte, wurden von der staatlichen Obrigkeit zur Abwendung des Gotteszorns bekämpft, aber nie mit der Todesstrafe. Intellektuellen Häretikern drohte in der Karolingerzeit Klosterhaft. Die Schweizer Mittelalterhistorikerin Monica Blöcker hat in einer Spezialuntersuchung über »Volkszorn im frühen Mittelalter« gezeigt, wie schnell das Volk nach Verurteilung und Ausstoßung aus der Gemeinschaft verlangte, und sogar Tötungen durch Lynchjustiz geschahen, bedingt durch die archaische Angst der Menschen vor überirdischer Strafe. Dabei zeigte sich »gegen das Opfer gerichteter Volkszorn und dämpfender Einfluss der Geistlichkeit«. Die christliche Toleranz und der christliche Gewaltverzicht prägten die Äußerungen führender Theologen des ersten Jahrtausends wie des angelsächsischen Mönchs Beda Venerabilis (um 672–735) oder des als »Lehrer Deutschlands« gefeierten Fuldaer Abts und Erzbischofs von Mainz Hrabanus Maurus (780–856).

Kein Wunder also, dass der Habermas-Schüler Rainer Forst feststellt, das Neue Testament sei bis in die Neuzeit hinein »für den gesamten europäischen Diskurs der Toleranz von zentraler Bedeutung. Allein das Wort ist demnach die Waffe des Christen, nicht irdischer Zwang oder Gewalt.«

2. Spannungen – Christliche Gewaltfreiheit und Staatsgewalt

Gewalttätig war die Landnahme Palästinas durch das Volk Israel, und feindlichen Völkern wurde mit Vernichtung gedroht. Erst sehr langsam setzten sich die humanisierenden Effekte des Monotheismus durch. Auch die früheste Zeit des Islam ist durch kriegerische Ausbreitung gekennzeichnet. Der Prophet Mohammed selbst war zu Pferde in den Krieg geritten und binnen hundert Jahren war ganz Nordafrika gefallen, auch Spanien, und die muslimischen Truppen standen in Südfrankreich. Ein größerer Kontrast als das Christentum ist demgegenüber kaum denkbar: Auf einem Esel ritt Jesus von Nazareth in Jerusalem ein, nicht um militärisch zu siegen, sondern um zu leiden, nicht um zu töten, sondern um sich töten zu lassen, nicht um Land zu gewinnen, sondern um alles zu verlieren, selbst die Kleider. Und die ersten Christen taten es ihm gleich. Während die Israeliten heilige Kriege, »Jahwe-Kriege«, kannten und auch für die Muslime später der »Heilige Krieg« zur Ausbreitung der islamischen Herrschaft von zentraler Bedeutung war, sodass, wie der Islamwissenschaftler Tilman Nagel schreibt, »das gewöhnliche Verhältnis zwischen den islamischen und den übrigen Territorien dasjenige des Krieges« war, verweigerten demgegenüber die Christen von vornherein jede militärische Gewalt. Daher nahmen sie auch am jüdischen Aufstand 66/70 n. Chr. nicht teil, was einer der Trennungsgründe vom Judentum war, wie der Historiker Johann Maier feststellt. Die Christen also waren radikal gewaltlos, viele waren Totalpazifisten, verweigerten deshalb den Militärdienst, wehrten sich noch nicht einmal, wenn sie attackiert wurden, und freuten sich, wenn sie ihrem Herrn als Märtyrer in öffentlichen Spektakeln in den Tod folgen konnten. Jahrhundertlang ging das so. Und für den Umgang mit dem Staat galt das Wort Jesu: »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.«

Die Probleme für die Christen begannen mit einem Glücksfall für die Kirche. Der Staat beendete die Christenverfolgungen und Kaiser Konstantin wurde am Ende Christ. Was nun? Der Kaiser tat das, was alle römischen Kaiser immer schon getan hatten, er kümmerte sich auch um die Religion.

Kaiser Konstantin hatte mit dem Problem zu kämpfen, dass er zwar einerseits im Sinne der Gewaltlosigkeit des Christentums handeln wollte, aber andererseits als Kaiser wie seit unvorstellbaren Zeiten den Gottesfrevel eliminieren musste, damit das Gemeinwesen nicht Schaden leide. Und Abweichung vom rechten Glauben galt als Gottesfrevel. Doch im ersten Jahrtausend tat der altchristliche Gewaltverzicht seine Wirkung auf die Umsetzung staatlicher Regelungen. Und so war es Kaiser Konstantin, der, als es zu theologischen Zwistigkeiten unter den Christen kam, ein Konzil einberief, das praktischerweise nicht weit von seiner Residenz entfernt tagte, das Konzil von Nicäa. Dafür war die Kirche dem Kaiser